

Von ihnen weg getrauen wir uns gleich in ein finsternes Zimmer zu gehen. Was sind das dann für Märchen?

Man sehe sich etwa das „Galgenwurzziehen“ an (Nr. 84 bei Miethke, Seite 32 in jenem Heft des „Ver Sacrum“). Man sagt sich da unwillkürlich: Aha, so ist das gewesen! Oder bei dem „Wassermann“ (Nr. 48 bei Miethke, Seite 7 des „Ver Sacrum“), beim „Rübezahl“ (Nr. 128 bei Miethke, Seite 33 des „Ver Sacrum“) oder bei dem Abenteuer des „Langen mit dem Dicken“ (Nr. 116 bei Miethke, Seite 5 im „Ver Sacrum“) — immer hat man das Gefühl, eine Urkunde, ein Porträt aus jener Zeit, etwas ganz Authentisches zu sehen. Er wirkt wie ein Reporter des Phantastischen. So evident sind seine Sachen. Wir können ihn nie verdächtigen, daß er sich etwas bloß so gedacht hat. Es ist alles unumstößlich und gewiß. Seit Schwind hat das deutsche Märchen keinen solchen Erzähler gehabt.

Woher mag das kommen? Es gibt Berliner, die mit mehr Geschmack und mit mehr Kunst, gefälliger und geistreicher Märchen erzählen. Aber sie wirken nicht auf uns. Wir spüren, daß das Märchen für sie „Theater“ ist. In unserem Schwaiger ist es lebendig. Er hat es nicht gesucht, es ist mit ihm auf die Welt gekommen. Er sehnt sich nicht nach ihm, er hat es bei sich. Er kann uns lehren, was „naiv“ ist. In dieser Zeit, da die Kunst wieder von allen Seiten durch das bloße Spiel, durch den leeren Schein bedroht wird, sind wir stolz, einen solchen Künstler der Wahrheit zu haben. Mögen unsere jüngeren Freunde, die gern mit angenehmen Linien und lustigen Farben scherzen, von seinen Studien lernen! Hier ist alles „mit Ueberzeugung“ gemalt. Hier denkt der Künstler niemals, gefällig zu sein oder zu verblüffen. Hier versteht man das Wort von Hörmann, daß an einem rechten Bilde jeder Zoll vertheidigt und bewiesen werden kann.

Ich bin heute in der Seceffion gewesen, drei Tage vor der Eröffnung der neuen Ausstellung. Staub und Lärm von fleißigen Händen, die Bilder auf dem Boden, Arbeiter in der Luft, von einer Leiter zur anderen balancierend, ein Geschwirr von Reden und Fragen, Engelhart staubt seinen Kamin ab, Zettel gebietet in seiner sanftesten Weise, der geschäftige Moll ist überall. Im großen Saal wird der ungeheuerere Antonius von Straffer aufgestellt, links sind die Sachen von Engelhart, Klimt und Zettel, ein Besnard von einer Pracht und einer Kraft, wie ich noch keinen gesehen habe, rechts eine ganze Reihe von Kuehls, Schotten die Menge, ein Wunder auf dem anderen. Den letzten Saal beherrscht die Gestalt einer reizenden Dame in Gelb, der Frau des Malers Kurzweil; in diesem jungen Künstler scheinen wir endlich den Porträtisten für die elegante Welt zu haben. Daneben ein „Moderner Parsifal“ in satten und tiefen Farben, er ist von Lenz. Da lehnen vier Bilder in einer Ecke: galizische Figuren, merkwürdig gesehen, merkwürdig ausgedrückt, von dem Wiener Andri, einem neuen Namen, den man nicht mehr vergessen wird. Bacher hat einen Christus da, einfach und groß; Klimt eine „Wahrheit“, mit den wilden Locken, die er liebt, und dem bösen und fanatischen Mund, den wir von seiner „Hexe“ kennen; auf dem Bilde steht das stolze Wort: „Mach's Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm“; wir spüren wieder, daß wir seit Makart einen Künstler von dieser decorativen Macht nicht gehabt haben. Auch sein „Schubert“ ist da, nach meiner Empfindung das schönste Bild, das jemals ein Oesterreicher gemalt hat. Moll wird seine Freunde verblüffen: in seinem „Salon“ ist er von einer Anmuth und Eleganz, die man ihm niemals zugetraut hätte; wie das glitzert und flirrt und doch die vornehmste Ruhe behält! Die schmale Dame des Gandara kann sich neben jedem Whistler zeigen. Und der „Kamin“ des Engelhart, welche Kraft, welch gebändigte Leidenschaft! Und die Schotten! Und Albert Baertson, ein junger Genter, den wieder zuerst niemand versteht, bis ihn dann wieder jeder bewundern wird! Welche Fülle, Wunder an Wunder, Pracht an Pracht! Man staunt bei jedem Schritte. Und die Oesterreicher allen voran! Wir haben jetzt unsere Kunst, wir brauchen vor keiner anderen Nation zu verzagen. Das große Wort von Otto Wagner ist wahr geworden: „Das ist keine Renaissance mehr, das ist eine Renaissance!“

Die große Sensation dieser Ausstellung wird der Antonius von Straffer sein. Er sitzt da, in seinen Wagen gelehnt, von Bestien gezogen, eine Löwin schmiegt sich an: ein ungeheueres Bild der Herrschaft. Das aufgeschwemmte Gesicht, das infame Rinn, den Hals von Troz und einer tödtlichen Energie gebläht — ein zum Plazen angeschwollener Mann! Niemals ist das Entsetzliche der Macht so furchtbar ausgedrückt worden! Und dann heißt es, daß wir in Wien ein lebenswürdiges und spielendes Volk sind, dem es versagt ist, groß zu sein! Wer ist denn heute in Europa, außer Rodin, der sich neben unseren Straffer stellen dürfte, neben diesen Riesen? Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Nobler Leute wechseln ihre Kleider, ehe sie schäbig geworden sind. Gemeine Leute müssen ihre Kleider austragen, bis sie abgefetzt

sind, und selbst dann sind die neuen Kleider, die sie endlich anziehen, oft auch nur alte Kleider, die schon einmal ihren Dienst gethan und, nur nothdürftig reparirt, ein zweitesmal in Benützung genommen werden.

Wie den Menschen mit ihren Kleidern, ergeht es den Staaten mit ihren Ministern. Es gibt noble und gemeine Staaten. In noblen Staaten genügt es, daß ein Minister — schneiderisch gesprochen — die Façon verliert; sobald an ihm die ersten Anzeichen von parlamentarischer Verschiffenheit zu bemerken sind, wird er in den Ruhestand gesetzt, in England zum Beispiel schon auf ein einziges ungünstiges Parlamentsvotum hin. Oesterreich gehört auch in dieser Beziehung zu den gemeinen Staaten. Wenn wir alle heilige Zeiten einmal neue Minister kriegen, sind es in der Regel schon politisch ausgefranste Staatsmänner, die nur mühsam vermittelt eines Regierungsprogrammes auf einen neuen Glanz hergerichtet worden. Nach kurzem Gebrauch erscheinen sie schon an allen möglichen Ecken abgestoßen und ausgeweht. Jedes bessere ästhetisch-politische Gefühl sträubt sich gegen ihre weitere Verwendung. Duzende Male kündigen die Blätter aller Parteien, der Majorität wie der Minorität, gleichermaßen angeekelt, an, daß wir bald wieder neue Kleider, will sagen Minister, bekommen, weil die alten, die wir alle längst nur mehr widerwillig tragen, uns mit ihrem lächerlichen Ansehen schon zum Gespött der Welt machen. Doch duzende Male werden wir enttäuscht. Bestenfalls werden sie durch irgend eine Schein-„Action“ gestickt, und so müssen wir sie, die Scham im Herzen, weiter tragen. Bis endlich doch einmal die langersehnte Stunde des Ministerwechsels schlägt. Aber auch dann dauert die Freude nicht lang. Bei näherer Betrachtung entdecken wir bald, daß die neuen Minister aus einer politischen Reparaturwerkstätte stammen, und nach kurzer Zeit sehen wir mit den neuen Ministern nicht besser aus, als mit den alten.

Confisciert.

In einem Punkt muß ich übrigens dem Grafen Thun nachträglich Abbitte leisten. Als er seinerzeit im Abgeordnetenhause die überraschende Mittheilung machte, daß die hohe Subvention der „Reichswehr“ in den Baden-Tagen aus Ersparnissen bestritten worden sei, hielt alle Welt und auch ich seine Erklärung für eine leere Ausrede. Jetzt liest man in den Zeitungen, daß Graf Baden die „Reichswehr“-Gelder aus der Galizischen Sparcasse oder aus der Creditbank genommen haben soll. Dann hätte Graf Thun keine Unwahrheit gesagt, nur daß die Ersparnisse, von denen er sprach, nicht die des Grafen Baden, sondern die der galizischen Sparcasse-Einleger gewesen wären. Jetzt möchte ich nur gerne wissen, aus wessen Ersparnissen Graf Thun und sein Pressleiter Herr Dr. Kosner die fortlaufend reichliche Subvention der „Reichswehr“ und der übrigen officiösen Blätter bestreiten. Hoffentlich bleibt der Finanzscandal nicht lange aus, der auch diese meine entschuldbare Neugierde befriedigt.

Jetzt erst, seit dem galizischen Finanzkrach, versteh' ich, warum die Schlagzigen so aufrichtige Anhänger des Parlamentarismus sind. Wenn das Parlament beisammen ist, können sie ihre Geschäftchen mit der